


Nr. 77. Bromberg, den 5. April 1932.

# Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.



(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es ist zwölf Uhr mittags — eine Stunde vor dem Lunch. — Die „Christabelle" nähert sich in voller Fahrt dem Piräus: Backbord heben sich aus dem hellblauen Meer die sanften Hügel der Insel Ägina heraus.

Oelsmann steht gerade auf dem Gartendeck in einer Gruppe von Passagieren, die ihre Gläser auf die Insel richten und aufs Geratewohl versuchen, dort Säulenreste des Aphrodite-Tempels zu entdecken.

Ein Steward nähert sich ihm vorsichtig und dirigiert ihn mit unruhigen Blicken aus der Gesellschaft heraus: Der Kapitän bäte ihn zu kommen ... dringend ... in den Salon ...

Der Offizier hastet über die Eisentreppe hinunter aufs Oberdeck und klopft an die Tür des Kapitänssalons.

„Herein!" hört man von innen brüllen — mit einem Stimmaufwand, als müßte sich Kapitän Lebram bis Ägina verständlich machen.

Oelsmann hat einen unerschöpflichen Vorrat von Bombenruhe auf den Lebensweg mitbekommen. Nanu, schon wieder Sturm dadrin — dabei zeigt das Barometer an der Außenwand, wie seit Tagen, unverändert auf schön ... Also rein — Hacken zusammen — Hand an die Mütze ...

Schnaubend wie ein Walroß rast ihm Lebram entgegen und pflanzt sich dicht vor ihm auf. „Lassen Sie diese blödsinnige Förmlichkeit, Herr — helfen Sie mir lieber!"

Oelsmann beweist durch eine vorsichtige Handbewegung seine unbedingte Hilfsbereitschaft.

„Da!"

Lebrams breiter, kurzer Zeigefinger stößt gegen den Mitteltisch vor, auf dem ein Funktelegramm liegt. Der andere hebt es auf und überfliegt es.

Die Nachricht kommt von der Polizei-Präfektur Cospoli und ist nicht mehr und nicht weniger, als ein ausgewachsener Steckbrief.

Auf der „Christabelle" reise ein vielgesuchter Hochstapler, der seit längerer Zeit alle Küstenorte der Levante unsicher mache.

Den Namen, unter dem sich der Gauner augenblicklich verberge, wisse man nicht — könne aber den Anhaltspunkt geben, daß er meistens als Amerikaner auftrete.

Gestalt mittelgroß, geschmeidig und kräftig, Kleidung von betont solider, zurückhaltender Eleganz, Augen braun, Nase gewöhnlich, Gesicht oval, Haar dunkel und straff zurückgekämmt, vorspringendes Kinn — verstehe ungewöhnlich sicher aufzutreten. Der Verbrecher befinde sich unter allen Umständen auf der „Christabelle" und solle im nächsten Hafen den Behörden übergeben werden — er werde ohnedies aus jeder Stadt der Levante gesucht.

„Na, schön", erklärt Oelsmann — mit Absicht in einem Ton, als ob steckbrieflich gesuchte Hochstapler auf der „Christabelle" zu den von ihm besonders geschätzten Annehmlichkeiten gehören.

„Dann bekommt Herr Valdez eben noch bis Athen Gesellschaft."

Aber mit dem Kapitän ist das im Augenblick einfach nicht zu machen. Er ist in voller Fahrt und verprasselt den Ärger, der sich auf dieser mehr abwechslungsreich als glatt verlaufenden Jungfernfahrt in ihm aufgestaut hat, in einem Seemannsdeutsch, das in den Prismasäulen-Speisesaal schlechterdings nicht passen würde.

„Ist das nicht, um junge Hunde zu kriegen — ach was — Hunde ... Affen ... Krokodile ... Rhinozerosse ...! Wissen Sie denn überhaupt Oelsmann, wer dieser Schweinehund ist — das ist die größte Unverschämtheit an der Geschichte! Nicht wahr, Ihnen geht doch auch ein Kronleuchter auf — na warte, mein Jungchen, an den Tag wirst du denken!"

Lebram reibt seine stabilen Fäuste aneinander, als ob er sich die Haut abscheuern wollte — aber das scheint ihm etwas Erleichterung zu verschaffen, und Oelsmann glaubt jetzt, eingreifen zu können.

Natürlich hat auch er die Bilder der Passagiere so weit im Kopf, daß er nicht im Zweifel ist, der Steckbrief könne einzig und allein auf Herrn „Jack Walker aus Newyork" passen ...

Er weist auf die Uhr und sagt: „In dreiviertel Stunden ist Lunch, Herr Kapitän — wollen wir die Sache bis dahin nicht erledigen ...?"

Es zeigt sich, daß Lebram trotz aller Wut für sachliche Arbeit doch zu haben ist.

„Natürlich, Oelsmann — also dann passen Sie auf: Ich kaufe mir den Jungen hier in meinem Salon — da fällt es am wenigsten auf — fragen muß ich ihn ja erst. Schleifen Sie ihn also her, bitten Sie ihn in honigsüßen Flötentönen, er möge sich zu mir bemühen — das haben Sie ja glänzend raus — damit der Kerl nicht vorher Lunte riecht. Solange ich ihn dann hier in der Mache habe, bleiben Sie draußen vor der Tür — halten Sie sich noch einen Mann in der Nähe und kommen Sie dann mit dem herein, wenn ich rufe. Den Abtransport nach der Zelle werden wir jetzt unmittelbar vor dem Lunch glatt deichseln können — da steckt die ganze Bande ja in den Kabinen. Dann ist also Herr Walker für die Passagiere auch plötzlich erkrankt, an Typhus meinetwegen oder Cholera ..."

„Bloß nicht, Herr Kapitän ..."

„... ach so, ja richtig — also meinetwegen an Paralyse! Dann los jetzt, Oelsmann — lotsen Sie den Halunken her, ohne daß er etwas merkt, Sie sind ja auch nicht von gestern ..."

Oelsmann trabt ins Salondeck hinunter. Walkers Kabine liegt am Vestibül, die erste neben den Luxuszimmern; das Schlafzimmer stößt an das Bad Al Fellnors.

Der Offizier tritt ein und bringt die Bitte des Kapitäns in einem Ton vor, der darauf schließen läßt, daß Lebram etwa die Absicht hat, Herrn Walker einen Orden zu verleihen.

Der „Amerikaner" geht auch ohne alle Umstände bereitwilligst mit — seiner schweigsamen Art folgend, fragt er

unterwegs nicht einmal, was man von ihm wolle. Oelsmann ist versucht, dies Benehmen als Ahnungslosigkeit anzusprechen — dieser Grad von Unverschämtheit ist schließlich nicht denkbar . . .

Oben auf Deck stößt er ihm noch zuvorkommend die Tür zum Kapitänssalon auf — der „Amerikaner“ tritt ein, und die Tür schließt sich hinter ihm . . .

Oelsmann winkt draußen einen Matrosen in die Nähe — er möge sich hier aufhalten, sagt er dem Mann, vorläufig nur . . .

Dann wartet er.

Es vergehen zehn Minuten, aus ihnen werden zwanzig — unwillkürlich neigt Oelsmann das Ohr lauschend etwas der Tür zu: Aber die Unterhaltung beim Kapitän muß sehr leise geführt werden, es ist nichts zu vernehmen . . . Eine halbe Stunde vergeht — zählt der Gauner dort drinnen sein Sündenregister auf . . .? Erst nach fünfunddreißig Minuten öffnet sich die Tür. Oelsmann springt zu und versetzt die Muskeln seines Körpers in Alarmzustand.

Doch im Rahmen erscheint keineswegs der Kapitän, um ihn heranzuwinken. Sondern — Herr „Jack Walker aus Newyork“. Schweigsam übrigens und gemessen wie stets. Er tritt heraus und schließt die Tür hinter sich. Dann will er sich zum Gehen wenden —

Der Offizier da vor dem Kapitänssalon geht ihn offenbar nicht das geringste an . . .

Mechanisch vertritt ihm Oelsmann den Weg: „Verzeihen Sie bitte . . .“

„Sie wünschen, Herr Oelsmann?“

Walker bleibt stehen und streift den Offizier mit einem derart energischen und fernen, abweisenden Blick, daß Oelsmann unwillkürlich — es ist eine Reaktion, die nicht vom Verstand diktiert wird — die Hand an die Mütze schnellt und beiseite tritt.

Dann springt die Spannung, diesen mysteriösen Vorfall aufgeklärt zu wissen, so elementar in Oelsmann auf, daß er Walker jetzt machen läßt, was er will und zu Lebram in den Salon hineinplatzt. Er panzert sich dabei gegen einen neuen Wutanfall — aber der Kapitän tritt ihm mit verblüffender Beherrschung entgegen und wartet keine Frage von ihm ab. „Ein Irrtum, Oelsmann — Herr Walker hat sich einwandfrei ausweisen können.“

Der Offizier beschreibt mit den Armen eine flatternde Bewegung völliger Verständnislosigkeit und läßt sie dann schlaff hinunterhängen — sein Kombinationsvermögen setzt in niederschmetternder Weise aus.

„Ganz besondere Umstände zwingen mich, lieber Oelsmann, selbst Ihnen die Aufklärung dieser Schweinerei vorzuenthalten — und eine Riesenschweinerei ist es auf jeden Fall, das sehen Sie ja selbst. Aber es kann jedenfalls nicht die Rede davon sein, daß Herr Walker steckbrieflich gesucht wird — ich bitte Sie auch, das im Verkehr ihm gegenüber nicht zu vergessen!“

Oelsmann kennt den Kapitän gut genug, um zu wissen, daß er Erklärungen, die er nicht geben will, auch nicht aus ihm herauspressen kann. Nur um seine Ratlosigkeit abzureagieren, wiederholt er die fragende Bewegung seiner hängenden Arme.

Lebram fährt sich mit der Hand über die braune Stirn — es fällt Oelsmann jetzt auf, daß er einen fast hilflosen Eindruck machte und um zehn Jahre älter wirkt.

„Natürlich kein Wort von diesem neuen Skandal zu den Passagieren, Oelsmann — die Leute werden auch so schon dahinter gekommen sein, daß wir den Teufel auf dieser Jungfernfahrt zu Gast haben.“

„Jedenfalls weiß ich nicht mehr, was hier gespielt wird, Kapitän . . . diese Geschichte heute, gestern der Falschspieler, die Nacht davor diese verdammte „Pasadena“ — und vorher der Überfall in Korfu, und ausgerechnet noch auf Herrn Fellnor . . .“

Kaum hatte Oelsmann diesen Namen ausgesprochen, als er unwillkürlich zurückprallt. Ohne jeden Übergang bricht Lebrams Zorn wieder aus: „Lassen Sie mich mit diesem Bengel zufrieden, mein Lieber — der hat mir noch gefehlt hier auf der „Christabelle!“

„Aber verzeihen Sie, Herr Kapitän . . .“

„Quatsch, ich verzeihe gar nichts — fragen Sie nicht so viel . . .“

Plötzlich schlägt die Stimmung des Kapitäns von neuem um. Er tritt an Oelsmann heran und legt ihm die Hand fest auf die Schulter.

„Vielleicht halten Sie mich jetzt für anstaltsreif, mein lieber Oelsmann — aber es tut mir furchtbar leid, ich kann Ihnen keine weiteren Aufklärungen geben — glauben Sie mir, ich habe sie selbst nur zum Teil. Eine Mordsschweinerei ist auf diesem verteufelten Schiff mindestens im Gange — ich will meinem Schöpfer danken, wenn es nur eine ist. Passen Sie auf, was ich Ihnen sage — das Affentheater ist noch nicht zu Ende — der Klabautermann steckt hier irgendwo auf dem Kasten und wird uns noch zu schaffen machen . . .“

Unwillkürlich huscht ein Lächeln um Oelsmanns Lippen auf, und beschwichtigend und ungeheuer vernünftig entgegnet er: „Nun, es ist doch zu hoffen, Kapitän, daß eben die mysteriöse Steckbrief-Affäre die letzte Schweinerei auf dieser Jungfernfahrt war . . .“

Lebram stößt sich nicht an dem vernünftigen Lächeln und erwidert — unwillkürlich sogar mit etwas gedämpfter Stimme: „Hoffen Sie, lieber Oelsmann — aber wir wollen abwarten, wer recht behält. Ich hab's in den Knochen und auf meine Knochen gebe ich was!“

*

Reta und Al haben sich zu der inneren Freiheit aufgerafft, während des knappen Atheuer Aufenthalts auf einen Hetzbesuch der Akropolis zu verzichten. Seit Tagen sehen sie stets dieselben Gesichter an Bord, wären gezwungen, sich wieder von der gleichen Gesellschaft von Jannulatos geführt, zwischen den Ruinen umherjagen zu lassen — niemals könnte ihnen die noch so ehrwürdige Vergangenheit, zumal in einer lärmenden Menge genossen, soviel geben, wie die Gegenwart mit ihrer starken Spannung, ihrer drängenden Erwartung dieser Absonderung zu zweien . . .

Al hat ihnen den vordersten Platz an der Pforte gesichert, als die „Christabelle“ im Piräus an den Kai heranmanövriert wird — alles, was an Land will, ballt sich hinter ihnen sprungbereit zusammen, um keine Sekunde der drei Stunden zu verlieren.

Während sie auf den Moment der Flucht warten, flüstert Reta dicht neben Al: „Sagen Sie, lieber Freund — was hatte der Kapitän heut beim Lunch? Sonst zerfloß er vor Liebenswürdigkeit gegen Sie — heute war er wie eingefroren, er hat ja kein Wort mit Ihnen gesprochen!“

„Hat er das nicht?“

Al hebt leichthin die breiten Schultern, sein Gesicht ist Gleichmut in Vollendung.

„Haben Sie denn noch nicht heraus, daß die „Christabelle“ ein heillos verrückter Kasten ist? — Man wird von ihr durch blöde Telegramme hinuntergeblufft — man wird auf ihr sinnlos im Mittelmeer herumgehetzt — dagegen ist die jeweilige Stimmung, in der sich Herr Lebram zu befinden beliebt, wirklich keine Sensation. — Hallo, es geht schon los — die Flagge fällt!“

Ungefähr achtzig Passagiere starten hinter ihnen gleichzeitig zu der Hetzjagd von drei Stunden — aber an Al kommt niemand vorbei, er bugsiert Reta an der Spitze über die Brücke auf den Kai, wendet sich dort sofort scharf nach links und läßt die von Herrn Jannulatos geführte Horde erst einmal vorbeistürmen.

Aber sie kommen vom Regen in die Traufe.

Der Piräus stürzt sich nicht nur mit dem südlichen wilden Lärm des Hafenbetriebes, mit entsetzlichem Staub und unglaublichem Schmutz auf sie — einige Dutzend übler Kerle mit verkniffenen, lauernden Gesichtern springen auf sie zu und schließen um sie einen erstickenden Kreis.

Vor dem geschlossenen Keil der Hauptmasse sind sie auseinandergespritzt, sahen dort wohl keine Chance mehr und warfen sich deshalb auf das vereinzelte Paar.

Alle brüllen gleichzeitig durcheinander, fuchteln ihnen mit den schmierigen Händen vor den Gesichtern herum, kämpfen mit derben Rippenstößen untereinander um den Vorrang, wer den an Land kommenden Fremden auf die Fußspitzen treten darf.

Doch Al Fellnor ist vorbereitet. Er hat auf die Führung des Herrn Jannulatos mit höflichstem Bedauern verzichtet — um nochmaligen Anzapfungen zu entgehen, hat er sich mit

Neta an der Spitze auf den Kai gerettet — aber sich von dem Griechen vorher einige wertvolle Tips geben zu lassen, hat er immerhin nicht verschmäht. Mit ein paar energischen Griffen seiner langen Arme packt er zwei der vordersten der zweifelhaften Brüder — die ganze Bande besteht wohl aus Kommissionären, Fremdenführern und Händlern, was sie eigentlich wollen, ist bei dem wüsten Radau doch nicht festzustellen — und preßt sie gegen die hinter ihnen andrängenden Kerle.

„Siga, siga", — langsam, langsam — ruft er dabei über ihre Köpfe hinweg mit einem Stimmaufwand, als hätte er die Christabelle zu kommandieren — das Rezept hat er von Jannulatos.

Die Wirkung ist verblüffend: Der Kreis verstummt, wie auf ein Zauberwort teilt er sich sofort, zwei Dutzend Strohhüte werden gezogen. Ah, der Lordos — den Fremden von Rang nennt das Volk in Griechenland heute noch so — versteht die Landessprache: Man bindet also besser nicht mit ihm an und geht ihm respektvoll aus dem Wege — er weiß sich ja doch allein zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Sternhimmel im April.

(Nachdruck verboten.)




Beobachtungszeit etwa 22 Uhr bei Monatsbeginn.

Norden: Von links nach rechts Perseus, die W-förmige Kassiopeia, Schwan mit Deneb und Leier mit der hellen Wega. In der Nähe des Zenits der Große Bär; zwischen ihm und der Kassiopeia der Kleine Bär mit dem Polarstern.

Osten: In ziemlicher Höhe Bootes mit Arkturus. Zwischen ihm und dem Horizont der Herkules. Im Osten aufgehend der Schlangenträger, im Südosten die Waage.

Süden: Hoch am Himmel der Große Löwe mit Regulus, darunter links die Jungfrau mit Spika, unter ihr der Rabe. Längs des Horizontes zieht sich die Wasserschlange hin.

Westen: Genau im Westen geht Orion unter. Im Westsüdwesten dicht beim Horizont, der glänzende Sirius. Im Westnordwesten geht der Stier unter; sein hellster Stern heißt Aldebaran. Über Orion und Stier liegen die schönen Sternbilder Zwillinge und Fuhrmann. Unter den Zwillingen funkelt Procyon im Kleinen Hunde.

Planeten: Unsichtbar bleibt der Mars. Merkur ist am Abendhimmel am 1. April noch über 20 Minuten zu sehen, am 5. entschwindet er unseren Blicken. Venus erreicht zwischen dem 10. und 20. April die größte Dauer ihrer Sichtbarkeit; man sieht sie dann etwa 4¼ Stunden. Jupiter, im Krebs sich bewegend, läßt sich bis zu seinem Untergang nach 4 Uhr morgens sehen; Ende April kann man ihn noch über 5½ Stunden beobachten. Saturn, im Steinbock laufend, ist am Morgenhimmel sichtbar. Anfangs geht er um 3.30 Uhr auf, Ende April schon um 1.45 Uhr.

Mond: Am 6. April Neumond, am 14. erstes Viertel, am 20. Vollmond und am 27. letztes Viertel.

Sonne: Sie tritt am 20. in das Zeichen des Stiers. Im Laufe des Monats steigt sie um mehr als zwanzig Sonnenbreiten über dem Horizont empor. Für die Berliner Gegend Aufgang am 1. um 5.40 Uhr, Untergang um 18.40 Uhr; Aufgang am 16. nach 5 Uhr und Untergang kurz nach 19 Uhr. Die Morgen- oder Abenddämmerung beläuft sich auf ungefähr je vierzig Minuten.

**Dr. W.**

# Der Maler der Madonnen und Betteljungen

## Zu Murillos 250. Todestag am 3. April.

Von Dr. O. Kolb.

Gerade die spanische Kunst ist uns lange Zeit hindurch ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Erst die neueste Forschung hat Licht in das Dunkel gebracht, das insbesondere über der Geschichte der spanischen Malerei lag. Man weiß heute, daß im spanischen Osten Talente aller Art gearbeitet haben, vor allen Dingen in Katalonien und dem fruchtbaren Valencia, daß es aber den Genies vorbehalten blieb, im Süden des Landes unvergängliche Werte zu schaffen. An ihrer Spitze steht der große Meister Murillo, der als der Hohepriester religiöser Bildniskunst genannt werden kann.

Nicht allzuviel weiß man vom Leben Murillos, der einer altangesessenen Familie entstammte. Schon mit zehn Jahren war der Knabe Waise. Sein Vormund, der Chirurg Juan Augustin Lazares, gleichzeitig sein Onkel, gab ihn, den für Malerei interessierten Jungen, in die Lehre zu Juan del Castillo. Castillo war Mitglied einer bekannten Sevillaner Künstlerfamilie, ein guter, gediegener Lehrmeister, bei dem man zeichnen und komponieren lernen konnte. Er ahmte mit vollstem Bewußtsein die großen italienischen Renaissancemeister nach. Nicht lange blieb der begabte junge Murillo in diesem Atelier, es nahm ihn Juan de Ruelas auf, der uns heute als der Begründer der nationalen Sevillaner Malerei gilt. Bei ihm schuf Murillo Vorhänge für Altarbilder zur Karwoche. Und als nun der Lehrer die Stadt verließ, begann sein Schüler sich sein erstes Brot selber zu verdienen, indem er billige Andachtsbilder für Spaniens Kolonien und Provinzen schuf.

Die ersten Aufträge wirklichen Formats stellten sich für Murillo sehr bald ein: die Altarbilder für das Thomaskolleg, die sich in unseren Tagen im Treppenhaus des Sevillaner Erzbischöflichen Palais befinden. Unter diesen Gemälden steht die Madonna, die dem Heiligen Dominikus den Rosenkranz überreicht, mit an erster Stelle, thematisch und künstlerisch. Wohl reden diese Werke der Frühzeit, insbesondere die dunkle Maria für das Mercenarierkloster, heute im Museum von Sevilla, und die Bilder für den Kreuzgang von Regina Angelorum, die die Geschichte des Fray Lauterio zum Thema haben, eine noch etwas harte Sprache, aber sie sind frei im Vortrag und weisen auf die großen Dinge hin, die Murillo im Laufe seines Lebens zu sagen hatte.

Er hielt sich zumeist in Spaniens Hauptstadt auf, bewunderte ab 1642 die Schlösser Madrids, die ihm künstlerische und kulturgeschichtliche Anregungen ohne Zahl boten. Tizian, Rubens, van Dyck hatten ihm viel zu sagen, aber auch Ribera, von dem der dunkle Ton in Murillos Palette angeregt wurde.

Die Sachlichkeit der Dinge, ihre beredte Anschaulichkeit, das Charakteristische der Typen auf Murillos Genrebildern, was in den Arbeiten der Vierziger Jahre zutage tritt, scheint Murillo Ribera zu verdanken. Es zeigt sich dies besonders deutlich in den Arbeiten für den Klosterhof von San Franzisko. „Die Vision des Heiligen Franziskus" und „Die Vision des Heiligen Franz von Assisi", heute nicht mehr in spanischem Besitz, das Bild „S. Gil vor dem Papst" — sie gemahnen an Zurbarans Darstellungen aus dem Leben heiliger Mönche.

In der „Armenspeisung des Heiligen Diego von Alcala" erfreut immer von neuem die frische Beobachtungsgabe Murillos, der sein wiedergegebene Humor des Heiligen, der den Dank der Armen auf sich nimmt. Das Ganze in seiner kompositionellen Einheitlichkeit bedeutete einen Erfolg für den Maler, der von jetzt ab Aufträge in großer Zahl für Klöster und Kirchen erhält.

Inzwischen rückte das Jahr 1646 heran, das Jahr der Heirat. 1648 wird Murillo eine Tochter geboren, die später als Nonne in das Dominikanerinnenkloster Madre de Dios eintrat. Aber dann kommen die Fünfziger Jahre des Jahrhunderts, die zwei von Murillos besten Werken entstehen lassen, voll monumentaler Auffassung, von einer Breite des malerischen Vortrages, von einer Ausgeglichenheit des Helldunkels, von großer Schönheit im Kolorit. Der Heilige Isidor und der Heilige Leander sind es, die für die Hauptsakristei der Kathedrale von Sevilla gemalt wurden, am 19. Mai 1655 werden diese Bilder vom Domkapitel als Geschenk angenommen. Und dasselbe Domkapitel beschloß im März 1656, daß „der bester Maler der Stadt" für die Antoniuskapelle der Kathedrale das große Altarbild mit der Vision des Heiligen schaffen sollte.

Aus dem gleichen Jahr stammt auch des Meisters „Geburt Mariae", heute im Louvre. Murillo wird zum Präsidenten der neugegründeten Malerakademie gewählt. Sein Freund, der Kanonikus Justino de Neve, läßt bei ihm die Bilder für die Kirche S. Maria la Blanca bestellen, deren Umbau 1659 fertig wird. Das vierte Bild aus diesem Zyklus, die Allegorie auf den Glauben, konnte kürzlich in amerikanischen Besitz gelangen, während der Prado zwei Lünettenbilder auf die Gründung von Santa Maria Maggiore in Rom bezüglich, besitzt. Inzwischen wurde Sevillas Hauptgotteshaus, die Kathedrale, erneuert, zur Restaurierung der allegorischen Malereien sicherte man sich Murillo, der aber neben dieser Art Arbeit auch ..eue Bilder wie die der Sevillaner Schutzheiligen und Patrone Leander, Isidor, Hermengild, Pius in Medaillenform schuf.

Vor dieser Fülle religiöser Malereien verschwindet das Genrehafte, das Murillo daneben gearbeitet hat. Aber es darf im Rahmen seiner künstlerischen Würdigung keineswegs bei Seite bleiben. Landschaften und Porträts stehen neben den Schilderungen der kleinen Betteljungen, mit denen sich das Bild spanischer Landstraßen und spanischer Großstadtszenen verbindet.

Auf Murillos Grab findet sich die Inschrift: „Vivo Moriturus". Bei der französischen Invasion 1810 wurden die Gräber verwahrlost, und es ist unmöglich geworden, Murillos sterbliche Reste von denen zu trennen, die 1649 als Opfer der Pest in seiner Nähe beigesetzt waren.

Was an ihm unsterblich bleibt, das ist vor allem anderen der frohe Rokokogeist, die Freude an der Farbe, die starke Auflichtung der Bilder, nicht, wie so oft betont wurde, die Schönheit des Helldunkels, die Rembrandhaft wirkt, oder die Tatsache, daß Murillo mit großem Geschick alles bisher in der Spanischen Malerei Geleistete zusammenfaßte!

Murillo hat die Überleitung zum 18. Jahrhundert gegeben, er ist der eigentliche Rokokomaler seines Landes geworden. Erst im neuen Jahrhundert feierte seine Kunst ihre höchsten Triumphe: als die Königin Isabella Farnese, die Gemahlin Philipps V., im Jahre 1729 jenen großen Murillo-Ankauf tätigen ließ, der zwanzig Hauptwerke des Meisters nach Madrid führte. Über ganz Spanien aber verbreitete des Künstlers Schüler Tobar, der Hofmaler wurde, des Meisters Ruf, wurde die Anmut und Heiterkeit, das muntere Farbenspiel, das völlig Neue, womit sich Murillo über die Sevillaner Malerschule emporhob, Gemeingut des Volkes. Die Christkinder, Madonnen, die Heiligen, sie sind nur allzuoft den Typen der Bevölkerung abgelauscht, naturgetreu, und liebevoll gesehen und auf der Leinwand festgehalten. Besonders die Porträts von Murillo erzählen von dieser Naturnähe, man denkt, wenn man von des Meisters Bildnissen spricht, meist an die Gruppen von Porträts auf seinen zahlreichen religiösen Gemälden. Die würdevollen Heiligen sind häufig hohe Geistliche der Stadt, die den Meister für ihre Kirche beschäftigten.




**Der Preisträger.**

Eine Zeitung veröffentlichte ein Preisausschreiben für die Schilderung eines heiteren Schützengraben-Erlebnisses. Die Schilderung sollte nicht mehr als 100 Worte umfassen.

Den ersten Preis erhielt der Einsender folgender Zeilen:

„Wir hatten in unserem Schützengraben eine wunderschöne Latrine. Der Baumstamm war angesägt. Das sind 12 Worte. Die übrigen 88 sprach der Feldwebel, als er aus der Grube wieder herauskroch. Sie sind aber nicht druckreif."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.